

Krankhafte Untätigkeit und gesunde Faulheit.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Erziehung gehört die richtige Behandlung jener Kinder, die, ohne geisteskrank zu sein, doch ein Seelenleben besitzen, das krankhaften Erregungen und Hemmungen unterliegt. Solche Kinder können nicht wie geistig völlig gesunde Kinder behandelt werden.

An Einzelbeispielen den Blick für etwa vorhandene krankhafte Züge zu schärfen und vor verfrühten, vielleicht sehr ungerechten und in ihren Folgen harten und bedenklichen summarischen Urteilen zu warnen, ist Zweck der folgenden Ausführungen.

Sind alle Jungen wirklich „Zaugenichtse“, die als solche verschrieen werden? Sind alle Knaben „Mutterstöhnchen“, die nicht mittun, wo es nach Bubenart zugeht, nicht spielen, nicht turnen, nicht springen und klettern wollen? Oder könnten krankhaft Veranlagte unter ihnen sein? Und wie steht's mit den „Faulen“, den „Flegeln“, den „Trotzköpfen“, den „Querköpfen und Originalen“?

Für heute interessieren uns einmal die „Faulen“ und solche, welche sich diesen Namen gefallen lassen müssen und ihn nicht verdienen. Zunächst sollen zwei scheinbar verwandte und doch psychologisch vollständig verschiedene Charaktere gezeichnet werden, denen man diesen Namen gibt. Vielleicht gelingt es uns dann, die Züge des krankhaft Schwerfälligen und des normal Faulen klar und faßlich zu scheiden, auch noch andere Quellen der Pflichtversäumnis kennen zu lernen, und endlich im allgemeinen den Weg für die Behandlung verschiedener Arten von Untätigkeit zu finden.

I. Das Tagewerk zweier Buben.

Beide sitzen in den ersten Bänken der vierten Volksschulklasse, Peter und Hans, nicht etwa weil sie durch Fleiß und Fortschritt sich die besten Plätze erobert haben. Der Lehrer, ein ernster und doch liebevoll väterlicher Mann, glaubt aber nur durch ein besonders wachsameres Auge auf sie, durch anspornende, mahnende und strafende Blicke sie in etwa zur Mitarbeit bringen zu können. Sie sind die ältesten in ihrer Klasse. Peter zählt schon vierzehn, Hans dreizehn Jahre; sie waren Ostern wieder einmal sitzen geblieben, wie sie überhaupt nur nach dem ersten Schuljahr steigen durften, und schon auf die zweite und dritte Klasse je

zwei Jahre verwandt hatten, freilich ohne das Mindestmaß der Klassenleistung zu erreichen.

„Peter!“ sagt der Lehrer mit sachter Stimme: „Mitrechnen!“ Es lag nichts Zürnendes in der Stimme. Er kennt seine Kinder. Peter ist eine harmlose Natur. Für seine vierzehn Jahre groß gewachsen, fällt er auf durch seine massigen Glieder. Seine Gesichtsfarbe ist eher blaß zu nennen, seine Züge sind matt und nichtsagend. Auf den Ruf des Lehrers erwacht er wie aus dem Schlafe, die müden Augen schauen unruhig suchend umher. Er hat nicht geschlafen und nicht geträumt, aber er war nicht bei der Arbeit. Dann reibt er sich mit dem Ärmel über Stirne und Gesicht und versucht mit dem Griffel seine Rünste. Es geht sehr langsam und unbeholfen. Während der Zeigefinger der Linken krampfhaft auf die Zahl im Rechnungsbüchlein drückt, malt die Rechte schlecht und recht eine Eins, dann eine Zwei und eine Drei; dann ein Teilungszeichen und dann eine Fünf. Nach dieser Anstrengung fährt er mit dem Rücken seiner Hand zweimal übers Gesicht. Dann geht's langsam weiter. 5 in 12 geht zweimal. Zweimal 5 sind 10. Strich darunter. Bleiben 2 Rest. 3 herunter. 5 in 23 geht viermal; viermal 5 ist 20. Bleiben 3 Rest. Jetzt muß Peter aber erst eine Pause machen. Dann kommt die zweite Reihe dran. $236 : 7$. Mit dem Kopfe rechnet er richtig, aber dann verschreibt er sich, schreibt statt einer 3 eine 4 und so wird die Rechnung falsch. Bei der dritten Reihe $324 : 9$ geht es ihm noch schlimmer. Da meint er, 9 gehe in 32 viermal, obwohl er ganz gut weiß, daß nicht viermal 9 27 sind, wie er drunter schreibt, sondern dreimal. So hat Peter in der Zeit, in der fast die ganze Klasse mit zwölf Reihen fertig wurde, erst drei zustande gebracht, davon zwei falsch. Sein Benehmen konnte den Eindruck erwecken, als arbeite er nicht fleißig; wer indessen seine fast krampfhaft sich mühenden Finger beobachtete und sah, wie er beim Rechnen die Lippen aufeinander preßte und dann wieder an den Fingern zählte, mußte sehen, daß es ihm Ernst war. Aber es wird ihm schwer, acht zu geben; er ermüdet rasch und dann versagen Gedächtnis und Verstand. Sonst ist der Peter nicht einfachhin dumm und schwachsinzig im gewöhnlichen Wortsinne zu nennen. Er kennt das Einmaleins; aber man muß ihm Zeit lassen und nicht viel auf einmal verlangen. Sonst wird er ganz stumm. Auch von Katechismusfragen weiß er einzelne zu beantworten, wenn man ihm Zeit läßt und ihn nicht unterbricht; und so ist's mit der Biblischen Geschichte. Aber wenn es irgendwo heißt, auch nur auf verhältnismäßig kurze Zeit aufmerken und denken, so versagt er. Überdies hat der Lehrer nie bemerken können, daß Peter für irgend etwas Interesse zeigt. Weder an der Naturkunde noch im Anschauungsunterricht zeigt er Freude. Die heimatischen Helden begeistern ihn nicht, seinetwegen hätten Tell und Winkelried und Uli Rothach sich nicht abzumühen brauchen. Auch beim Gesang ist keinerlei freudige Erregung bei ihm zu spüren. Während die andern Buben schon bei den ersten Tönen des „Nütliliedes“, das die Geige des Lehrers anstimmt, sich stramm in Reih und Glied stellen, bleibt er ganz ruhig, seine mädchenhafte Stimme klingt um nichts froher, als sänge man: „Es geht bei gedämpftem Trommelschlag, wie weit noch die Stätte, der Weg, o wie lang!“

Nur wenn er gar nichts zu tun braucht, und ruhig für sich dastehen kann, bekommt sein Gesicht den Ausdruck stillen Vergnügens. Früher hatte der Lehrer den Peter wohl auch mal bestraft, aber bald merkte er, wie dieser die „Tägen“ als eine unvermeidliche Beigabe betrachtete, die zu seinen minderwertigen Leistungen gehörten. Peter weinte nicht und verzog keine Miene. Ein Stoiker hätte ihn um seine Seelenstärke und seinen Gleichmut beneidet. Der Knabe trug nichts nach, aber eine Besserung trat nicht ein. So beschränkte sich der Lehrer schließlich darauf, zuweilen ein tadelndes, wo immer es aber ging, ein lobendes Wort zu sagen. Sichtbaren Erfolg bemerkte er nicht. Auch jetzt tadelte er Peter nicht, sondern lobt ihn, daß die erste Reihe richtig war, zeigt ihm die Fehler bei der zweiten und dritten und sagt ihm, daß er besser achtgeben müsse. Der Knabe schaut ihn mit großen Augen an. Es ist kein Zeichen von Traurigkeit. Vielleicht ist es vielmehr eine Art stummer Ergebung, als wollte er sagen: „Es ist nun einmal so; es geht nie besser.“

Hans hat unterdessen auch die ersten beiden Reihen richtig zustande gebracht. Vor Gähnen, Griffelspitzen, Auslöschen, Umherschauen und Nichtstun ist er nicht weiter gekommen. Am Verstand fehlt's ihm nicht; aber er mag nicht, und wenn ihm die ganze Schule zuwider ist, dann das Rechnen erst recht. Doch rechnet er ganz gut, wenn es sich beim Spiel um Hosentkнопfe, um Haselnüsse oder gedörrte Zwetschgen handelt. Beim Zeichnen geht's. In der Naturkunde weiß er zwar nicht, was im Schulbuch steht, aber er kennt alle Bäume und Sträucher mit dem Volksnamen und alle Sorten von Birnen und Äpfeln, wo sie stehen und wann sie reif werden. Er kennt alle Vögel vom „Hühnerdieb“ und „Heereheger“ bis zum „Gartemeißel“ und „Hagshlüpferli“, und alle Fische, die sich vom Rhein bis in den heimathlichen Bergbach hinauf verirren, oder die im Städtchen am See auf den Markt gebracht werden. Wenn er die Geographie auffagen soll, bleibt er stecken, aber in der Ortskunde des Kantons ist er wohl bewandert und in der Gemeinde gibt es keinen verbotenen Fußweg, den er nicht gegangen, kein Tobel, das er nicht durchforscht, keine Höhle, in die er nicht hineingekrochen. Für den Gesang ist er zu haben und beim Turnen kommt ihm im Klettern keiner gleich. Wenn er nur nicht lernen und nicht denken soll. Was ihn interessiert und so in seinem Kopfe stecken bleibt, das nimmt er mit. Aber Antworten auf Katechismusfragen lernen, oder die Regeln der deutschen Sprachlehre sich einprägen, das ist ihm zu mühsam. Und doch ist sein Gedächtnis vortrefflich; er behält jeden Gassenhauer, den er einmal gehört, und beherrscht den ganzen Sprachschatz heimathlicher Kraftausdrücke und Schimpfworte. In der Mundart kann er recht anschaulich erzählen, und wo es gilt, andere für seine Pläne zu gewinnen oder sich herauszureden, entwickelt er sogar Talent. Aber einen ordentlichen schriftdeutschen Satz hat er bis zur Stunde nicht geschrieben.

Die Strafen in der Schule nimmt er mit trozigem Gesicht hin und verbeißt den Schmerz. Zu Hause hat er nicht viel zu besorgen, solange der Vater kein Notenbüchlein zu unterzeichnen hat. In diesem Fall legt die Mutter Fürsprache ein, daß es nicht zu streng hergeht. Von den Strafen in der Schule berichtet er nichts und die Nachbarkinder schweigen. Denn der Hans hat ihnen gedroht,

wenn sie ihn verklagen, und er ist zwar nicht groß, aber untersezt und hat eine kräftige Faust.

Es ist 11 Uhr. Hans ist gnädig davongekommen; er hat bloß eine Straf- und eine Hausaufgabe zu machen, und die hatten keine Eile. Kaum dem Schulhaus entronnen, ist Hans ein ganz anderer Bursche. Von seinem müden, trägen Wesen auf der Schulbank ist nichts mehr zu merken. Erst wird Beratung gehalten: „Wer will mit auf die ‚Wildenburg‘, um Räuber zu spielen?“ Vier melden sich, vier andere hat Hans bald gewonnen und ihnen alle Bedenken wegen Vater und Mutter ausgerebet. Auf dem Heimweg wird um Knöpfe gespielt und „Bock“ gesprungen; im Anschluß daran hat Hans noch mit einem Nachbarsbuben einen Handel faustrechtlich zu erledigen. Eben schlägt's 12 Uhr auf dem Kirchturm. Da muß die letzte Anhöhe vor dem väterlichen Haus im Sturmschritt genommen werden. Denn beim Essen ist Hans nicht gern der letzte, besonders wenn es Blutwurst gibt wie heute.

Peter trottet inzwischen ruhig nach Hause; er ist froh, daß Hans nicht auf ihn geachtet hat. Denn sonst hätte er am Ende beim Räuberpiel mitmachen müssen. Und er spielt nicht gern, sondern sitzt lieber ruhig zu Hause. Wenn er mitmachen muß, wird er doch als der erste eingefangen, herumgestoßen und dann eingesperrt. Nicht daß er nicht mitmachen würde, wenn die andern wollen; denn er ist gutmütig, läßt alles mit sich anfangen, und vor dem Hans wagt er schon gar nie „Nein“ zu jagen. Er geht bedächtig aber stetig weiter, und bald ist er zu Haus, d. h. bei seinen Pflegeeltern. Die Mutter ist ihm früh gestorben, und der dem Trunk ergebene Vater hat sich nie um ihn gekümmert. Ein entfernter Verwandter, von Beruf ein Wagner, hat sich seiner angenommen und gemeint, wo zehn essen, finde Peter auch noch etwas. Peter redet nie viel, beim Essen hat er schon gar keine Zeit; denn da er langsam und unbeholfener ist als die Kinder seines Pflegevaters, muß er sorgen, seinen Bedarf in Sicherheit zu bringen.

Des Nachmittags muß Peter mit den andern Kindern ins Holz. Er tut immer alles, was Pflegevater und Pflegemutter ihm auftragen; er murren nicht und klagt nicht. Anfangs hat er gelegentlich versucht, an der Arbeit vorbeizukommen; da ihm das nicht gelang, hat er sich in sein Schicksal ergeben. Aber er bleibt arbeitsscheu. Wo immer er kann, legt er sich irgendwo nieder oder sitzt zufrieden vor sich hinschauend auf der Bank hinter dem Hause. Zu oft kommt es ja nicht vor; denn die Pflegeeltern haben immer etwas für ihn zu tun. Und heute muß er, wie gesagt, ins Holz. Die andern singen und pfeifen; Peter aber trottet still hinterdrein. Es dauert lange, bis er eine kleine Bürde zusammen hat; er ist linksich in all seinen Bewegungen, weiß sich nicht zu helfen und steht sich überall selber im Weg. Dazu rinnt ihm der Schweiß über Stirne und Wangen und perlt ihm in großen Tropfen auf der breiten Oberlippe. Man hört seinem Keuchen an, daß er über seinem Reisersuchen stark ermüdet ist, und begreift, wie er zwischen den Bürden der andern Knaben sich hinlegt und in Schlaf versinkt, während diese bald nah bald fern mit ihrem Hurrarufen und Kriegsgeschrei den Wald um ihn erfüllen.

Am Abend mahnt ihn seine Pflegemutter noch an die Hausaufgabe und den Katechismus. Er bringt zwar nicht alles fertig, obwohl er viel länger schafft als die andern; aber er darf sich ruhig schlafen legen, er hat getan, was er konnte.

Aus dem von Hans geplanten Sturm auf die „Wildenburg“ wäre beinahe nichts geworden. Der Vater meinte, man könne dem Wetter nicht trauen und Hans solle mit ins Heu. Da erinnerte sich dieser aber seiner Hausaufgabe — von der Strafaufgabe sagte er nichts —, und der Vater, erfreut über den erwachenden Studieneifer seines hoffnungsvollen Sprößlings, läßt ihn zu Hause. Kaum aber sind Vater und Knechte draußen auf der Wiese, wo man das Haus wegen der Obstbäume nicht mehr sehen kann, so ist auch Hans fort, und im gestreckten Lauf geht's dem Oberallmendbrunnen zu, wo die Genossen ihn erwarten. Kaspar war auch schon da. Zwar hätte er zu Hause Holz spalten sollen für die Pöcke, aber Hans hatte am Morgen schon seine Kameraden unterrichtet, wie sie sich freimachen und aller Arbeit ausweichen konnten. Die Betglocke läutete, als sie ganz erschöpft von ihrem Rennen und Jagen nach Hause kamen. Als Hans am nächsten Morgen zur Schule ging, wußte er natürlich seinen Katechismus nicht, seine Strafaufgabe hatte er nicht gemacht und für die Hausaufgabe war nur ein ganz armseliger Ansatz vorhanden.

II. Quellen der Untätigkeit und Pflichtversäumnis.

1. Das Urteil, ob jemand faul und träge zu nennen ist oder nicht, wird dadurch bedeutend erschwert, daß die Ausdrücke Faulheit und Trägheit in unserer Sprache eine doppelte Bedeutung haben. Einmal besagen sie einen natürlichen Mangel an Tätigkeit, Energie, Ausdauer und dienen zur Bezeichnung für ein eigentümliches schlaffes, kraftloses und schwächliches Wesen. Es braucht dann keinerlei Vorwurf darin zu liegen. Namentlich in süddeutschen Mundarten heißt „faul“ oft soviel wie müde; man spricht von einem „faulen“ Wetter, das schlaff und zur Arbeit unaufgelegt macht. Im Schriftdeutschen hat das Wort „Trägheit“ in ähnlicher Weise die Beziehung auf eine bloß physische Eigenschaft zum Teil bewahrt. Wir sprechen von einem „trägen Puls“, einer „trägen Verdauung“, einer „trägen Phantasie“, einem „trägen Gedächtnis“.

Hätten wir bloß diese Wortbedeutung bei faul und träge, so müßten wir unsern Peter faul nennen; der Hans aber wäre außerhalb der Schule auf der Straße und im freien Walde nichts weniger als faul.

Allein „Faulheit und Trägheit“ dienen auch und zwar in erster Linie zur Bezeichnung eines sittlichen Mangels, sie besagen nicht arbeiten mögen und nicht arbeiten wollen. Und dieser Mangel braucht nicht mit schlaffem, kraftlosem Wesen verbunden zu sein.

2. Faulheit ist und bleibt ein wirklicher Vorwurf. Er besagt einen Mangel an Willen, das gewöhnliche Maß an geistiger oder körperlicher Arbeit zu leisten, und zwar aus Scheu vor den mit solcher Arbeit verbundenen Mühen oder Opfern. Und nur in diesem Sinn gebrauchen wir das Wort Faulheit in der vorliegenden Studie.

Das Verdikt „Faulheit“ setzt also voraus, daß jemand die Arbeit leisten kann und nicht mag, daß er die Arbeit leisten sollte und nicht will. Ich bin nicht faul, wenn ich eine Arbeit nicht leisten will, zu der ich nicht verpflichtet bin. Faulheit ist gewolltes Versagen bei der naturgewollten und pflichtmäßigen Arbeit. Und da der alte Grundsatz: *Ultra posse nemo tenetur* — „Zum Unmöglichen ist niemand verpflichtet“, auch noch heute gilt, so kann aus doppeltem Grunde von Faulheit keine Rede sein, wo die körperliche oder geistige Kraft zur Leistung einer Arbeit und zur Bewältigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten fehlt. Jeder muß beurteilt werden nach dem Maß der eigenen Kräfte. Es geht nicht an, Mittelmaße aufzustellen und den für faul zu erklären, der das Mittelmaß der Kräfte und der Leistungen nicht erreicht. Es gibt nun einmal Menschen, deren tatsächliche Körperkräfte unter dem Mittelmaß stehen, und von den geistigen Kräften gilt dasselbe. Man darf auch nicht vom Körpermaß und Körpergewicht auf die wirklich verfügbaren Körperkräfte schließen. Fette Leute sind bekanntlich nicht immer gesund, und „juvenile Fettsucht“ ist keine gute Grundlage für Entwicklung von Muskelkräften, die bei körperlicher Arbeit in erster Linie in Betracht kommen. Schwieriger ist es noch, sich ein klares Bild von den verfügbaren seelischen Kräften zu verschaffen. Einige kurze Kreuz- und Querfragen, die das Kind vielleicht nicht einmal versteht, genügen keineswegs.

Heroismus setzt man im gewöhnlichen Leben nicht voraus, sondern nur ein Alltagsmaß von Willensenergie und Selbstbetätigung. Deshalb dürfen wir jenen noch nicht „faul“ nennen, der vor Arbeiten zurückschreckt, die für seine Kräfte und seine Lage eine geradezu heldenhafte Anstrengung und Selbstüberwindung bedeuten würden.

Andererseits braucht man nicht gerade auf der ganzen Linie zu versagen und sein Leben im Lehnstuhl zu verbringen, um den Vorwurf der Faulheit sich zuzuziehen. Wer vor den gewöhnlichen Mühen und Arbeiten, die sein Beruf und seine Stellung mit sich bringen, zurückscheut, obwohl er ihnen gewachsen ist, der muß sich den Vorwurf der Faulheit gefallen lassen, selbst wenn er für andere Zwecke sich die Beine abläuft. Das ist

doch nur „geschäftiger Müßiggang“¹. Auch Landstreicher und Strolche lassen sich manche Mühe kosten, nur um an der Arbeit vorbeizukommen.

Die Faulheit hat verschiedene Formen und verschiedene Grade. Wer bloß vor geistigen Arbeiten zurückscheut, die körperlichen aber nicht scheut, den darf man nicht schlechtthin faul nennen, es sei denn, daß er einem Berufe angehört, der wesentlich geistige Arbeit fordert. Ein Student, der nicht studiert, ist ein fauler Mensch. In der Schule und beim Studium ist geistige Arbeit die Hauptsache. Wer da nicht mittut, obwohl er kann, darf sich auch nicht beklagen, wenn man ihn trotz seines Eifers beim Gesang, beim Turnen, bei Sport und Vergnügungen schlechtthin als faul bezeichnet.

Wer körperliche Arbeit nicht leisten will, die er leisten kann und leisten soll, ist arbeitscheu, und wird in jedem Berufe, der ein gewisses Maß körperlicher Arbeit verlangt, einfach faul genannt.

Wer geistige und körperliche Arbeit zugleich scheut, hat freilich noch ein größeres Anrecht auf diesen Titel; er darf sichfüglich „Faulenzer“ schelten lassen. Gewöhnlicher spart man aber diese Bezeichnung für jene auf, welche ihre Zeit in gemächlicher Ruhe und Nichtstun hinbringen.

Wollen wir unsern Hans auch nicht „Faulenzer“ nennen, zu den Faulen muß er, soweit die sittliche Bedeutung dieses Wortes in Betracht kommt, gerechnet werden. Sein ganzes Verhalten zeigt, daß es ihm weder an der körperlichen noch geistigen Kraft gebricht, um das zu leisten, was Elternhaus, Schule und Kirche von ihm verlangen müssen. Aber er mag nicht. Die mit geregelter Arbeit verbundenen Mühen und Opfer sind ihm zuwider. Niemand verlangt von ihm zunächst, daß er Freude und Lust an der Arbeit habe; wohl aber muß auch von diesem jungen Weltbürger verlangt werden, daß er seine Arbeit tut, wie die andern Kinder es auch müssen. Es sind keine übermäßigen Lasten, die ihm auferlegt werden. Aber unser Hans ist faul auf der ganzen Linie, lernfaul, denkfaul, schreibfaul und arbeitscheu dazu.

3. Ein anderes Urteil müssen wir über Peter fällen; es sind zu viele Momente vorhanden, die uns zeigen, daß es bei ihm nicht eigentlich am Willen fehlt, sondern am Können. Er ist körperlich und geistig schwach, aber er ist nicht faul.

¹ Hier tritt die schon angedeutete Schwierigkeit in Anwendung der Ausdrücke „faul“ und „träg“ klar hervor. Leute, die im sittlichen Sinne des Wortes „faul“ und „träge“ sind, wird man in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht so nennen, solange ihnen das schlaffe, nachlässige, untätige Wesen fehlt.

Das erste Moment ist seine physische Schwäche. Der Peter ist trotz seiner Größe und seiner massigen Glieder schwach. Darauf weist sein blaßes Aussehen, sein müder Gesichtsausdruck, sein träger Gang hin, darauf seine Scheu vor Springen und Spielen, darauf die so leicht eintretende Ermüdung, darauf wahrscheinlich auch der so stark auftretende Schweiß. Schulärzte gibt es in Peters Heimat noch nicht, sonst wäre der Peter wohl schon einmal gründlich untersucht worden, und es wäre sehr anzuraten, daß er mal von einem tüchtigen Arzt, der auch in der Psychiatrie zu Hause ist, untersucht würde.

Auffälliger noch als die körperliche Schwäche ist die geistige. Zu den Ibioten freilich darf man den Peter nicht zählen. Aber die ungewöhnliche Langsamkeit aller geistigen Betätigungen und die übergroße Ermüdbarkeit lassen sich nicht verkennen. Daher das Versagen und das Zurückbleiben in seinen Leistungen. Vielleicht daß sich bei näherer Prüfung seiner Sinneswahrnehmungen schon Störungen in der Funktion seiner Augen, seines Gehörs und seiner Tastempfindungen nachweisen ließen. Jedenfalls ist seine Merkfähigkeit herabgesetzt, sein Vorstellungsleben inhaltsarm, der Vorstellungsablauf träge und behindert, die Reproduktion der Vorstellungen erschwert. Natürlich muß unter diesen Hemmnissen auch das geistige Erkennen leiden. Die Begriffs-, Urteils- und Schlußbildung ist zwar nicht unmöglich gemacht, aber bedeutend erschwert. Der Besitz an allgemeinen Begriffen und wirklich erfaßten Wahrheiten ist gering. Mit dieser Armut an Vorstellungen und Begriffen hängt nun eine andere auffällige Erscheinung im Seelenleben Peters zusammen: die Interesselosigkeit gegenüber allem, was sich nicht auf die elementarsten Anforderungen des eigenen körperlichen Lebens bezieht.

Auch das Gefühls- und Gemütsleben Peters scheint, soweit wir aus den Äußerungen schließen können, herabgesetzt und arm. Doch haben wir hier im einzelnen wenig Sicherheit. Vielleicht fühlt er manches, und es tut ihm weh, aber er meint, es gehe nicht anders, und hat sich darein ergeben. Immerhin scheint angenommen werden zu müssen, daß er vieles weniger fühlt als andere; denn er macht im ganzen nicht den Eindruck des traurig Verstimmten und Niedergeschlagenen. Interesselosigkeit und Herabsetzung des Gefühls- und Gemütslebens macht nun das aus, was moderne Psychiater als Indolenz bezeichnen¹, den Mangel an Reaktion gegenüber der Außenwelt.

¹ So B. Scholz: *Anomale Kinder*, Berlin 1912, 189 ff.

Diese äußere Schwerfälligkeit und dieser Mangel innerer Regsamkeit ist bei Peter etwas entschieden Krankhaftes. Faulheit im sittlichen Sinne des Wortes ist es nicht. Blasiertheit, die unter dem Bilde der Indolenz auftritt, kann es auch nicht sein; denn von Überfüttigung mit den Genüssen des Lebens hat wahrlich der Peter noch nie etwas verspürt. Mangel an jeglicher Regsamkeit ist bei Kindern immer etwas Krankhaftes. Sehen wir uns nur die einzelnen Züge etwas näher an.

Das gesunde Kind ist voll Leben, voll Bewegung und Tättigkeit; ein Kind, das Bewegung und Tättigkeit überhaupt scheut, ist sicher nicht gesund. Bei den Indolenten begegnet uns dieses Bedürfnis nach Ruhe und Stille. Entweder empfinden sie die Bewegungen direkt schmerzhaft oder es stellen sich nach noch so geringer Betättigung lästige Mißempfindungen und Ermüdung ein. Alles Zeichen krankhafter Zustände.

Das normale, gesunde Kind hat eine große Wißbegierde und bestimmte, wenn auch eng umgrenzte Interessen. Die ganz Kleinen schon wollen sehen, wie's innen aussieht, wollen hören, wie's klingt, wenn man's schüttelt, wie's riecht, wie's schmeckt, ob's hält oder ob es sich zerreißen läßt. Später kommen die Zeiten der Entdeckungsreisen im Haus und ums Haus herum, am Bach und auf der Wiese. Vater und Mutter werden alles Mögliche gefragt, und das Wie und Warum des kleinen Philosophen kann recht lästig werden. Immer wieder bitteln sie um Geschichten und mindestens am Spiel haben alle Interesse. Bei den Indolenten zeigt sich fast absolute Interesselosigkeit für alles, was nicht gerade des Leibes Not betrifft. Das normale, gesunde Kind zeigt eine verhältnismäßig große Anspruchsfähigkeit des Gefühles und Gemütes. Kleine Leiden entlocken ihm Seufzer und Tränen, kleine Freuden lassen es jubeln, tanzen und springen. Sein Herz schlägt höher, wenn man es lobt, der Tadel läßt es die Augen senken, schamrot werden und weinen. Beim Indolenten fehlt diese Anspruchsfähigkeit des Gefühles fast ganz. Man hört ihn nie jubeln, sieht ihn aber auch nie bitterlich weinen; Lob und Tadel lassen ihn kalt. Auf Belohnungen macht er keinen Anspruch und müht sich nie um dieselben ab; die Strafen läßt er über sich ergehen, ohne sich darüber aufzuregen.

Forschen wir nach der Ursache der geistigen Schwerfälligkeit und verminderten Regsamkeit, so entdecken wir im Hintergrunde derselben meist geistige Schwäche. So ist es bei unserem Peter; so ist es wohl immer bei Kindern. Die Indolenten sind eine Gruppe der armen Schwachsinrigen. Ob es bei gut erhaltener sinnlicher Erkenntnis und untergehrtem Ver-

standesleben völlige Interesselosigkeit und Gemütslosigkeit und damit Indolenz gibt, erscheint zweifelhaft. Die absolute Möglichkeit soll indessen nicht in Abrede gestellt werden.

4. Nicht überall liegen die Verhältnisse so einfach wie bei unserem Peter und unserem Hans. Sehr oft finden wir ein Gemisch großer Schwerfälligkeit auf geistigem Gebiete und Regsamkeit, Verständnis und Eifer für landwirtschaftliche Arbeiten oder mechanische Verrichtungen. Dann wieder zeigen sich geistiges Interesse und Regsamkeit für einzelne Lehrfächer verbunden mit gänzlichem Versagen in andern. So gibt es Kinder, die nicht etwa bloß in Anschauungsunterricht und Naturkunde, sondern auch für Religion und Rechnen Sinn zeigen, dagegen im Lesen und Schreiben nicht mittun, oder beim Kopfrechnen aufmerksam sind und mitrechnen, während sie bei schriftlichem Rechnen untätig verharren. „Buchstaben und Zahlen prägen sich ihm schwer ein; daher ist das Lesen und schriftliches Rechnen ihm eine große Schwierigkeit“, bemerkt ein Hilfslehrer zu einem solchen Fall¹. Zuweilen müssen wir mit beiden Faktoren rechnen. Es liegen einerseits krankhaft erhöhte Schwierigkeiten vor, die das Kind wenigstens zum Teil überwinden könnte, aber aus Scheu vor der Anstrengung nicht überwinden mag. So entstehen Mischformen zwischen krankhafter Schwerfälligkeit und selbstgewollter Trägheit und fließende Übergänge zwischen beiden. Auch zeitlich sind Mischformen möglich, indem Kinder nur zeitweise, vielleicht periodisch schlaff, schwerfällig und arbeits-scheu sind, zu andern Zeiten aber rege, flink und eifrig.

Allein Schwerfälligkeit und Faulheit sind nicht die einzigen Quellen der Untätigkeit und der Vernachlässigung seiner Pflichten. Es gibt eine ganze Reihe anderer, von den seltenen Fällen, wo Halluzinationen oder Wahnideen im Spiele sind, ganz abgesehen. Nur einige naheliegende seien erwähnt.

Das schwerhörige Kind². Es hört die Stimme, aber das Auffassen der feineren Unterschiede im Klang wird ihm schwer. So muß es am Gesicht oder den Bewegungen der Sprechenden abzulesen suchen, was sie meinen, und muß sich aufs Raten verlegen. Ein Wink, ein Zeichen, und alles ist gut. Ein

¹ Strohmayer, Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters, Tübingen 1910, 195. Freilich handelt es sich dabei um einen erethisch (lebhaft) Imbezillen. Allein auch bei der torpiden Form des Schwachsinns, wie sie unser Peter zeigt, ist der Fall denkbar.

² Vgl. G. Wehle, „Schwerhörige Kinder“, in Plüschel, Kinder, die Sorgenpfade ziehen, Dresden 1908, 22 f.

Blick auf das offene Fenster, und das Kind schließt es bereitwillig; eine Fingerbewegung, und es schreibt. Wenn es aber nicht errät, was wir wollen, und nicht zu fragen wagt, bleibt es untätig und kommt in den Ruf des Ungehorsams und Unfleißes. Ähnlich geht es dem Kind, das zu Hause bloß in der Mundart reden hört und das nur langsam und schwer an das Verständnis der Schriftsprache sich gewöhnt.

Ablenkbare Kinder¹. Starke Sinnesindrücke lenken selbst Erwachsene für Augenblicke von ihrer Arbeit ab und lassen sie dieselbe vergessen. Wenn plötzlich eine Militärmusik ertönt oder auch nur der Klang der Trommel und der Pseife oder der fremdländische Gesang eines Kameltreibers sich hören läßt, sind auch die besten Kinder kaum mehr zu halten. Beim ablenkbaren Kinde, das seine Aufmerksamkeit nur schwer und auf kürzeste Zeit zusammenhalten kann, genügt eine Bremse am Fenster, eine Fliege, die übers Papier läuft, das Riesen eines Nachbarn, daß es seine Arbeit liegen läßt und mit seinen Gedanken lange Zeit anderswo herumschweift.

Das träumerische Kind. Bei allem Lernen und aller Schularbeit muß man denken. Auch Kinder haben zuweilen schon eine übereifrige Phantasie, die sie auf ganz andere Pfade führt, ohne daß sie es wollen. Sie träumen am hellen Tage. — Ablenkbarkeit und träumerisches Wesen werden indessen leicht erkannt und die durch sie bedingte Untätigkeit wird kaum mit Faulheit verwechselt.

In den eben aufgeführten Fällen liegen die Hemmnisse des Wollens und des Tuns zunächst lediglich im Erkennen. Aber auch von Seiten des Gefühlslebens und organischer Reize und Störungen kann Untätigkeit und so scheinbare Faulheit entstehen.

Das traurige, mißstimmte und mutlose Kind². Zu allem ausdauernden und erfolgreichen Schaffen bedarf es des Mutes, des Selbstvertrauens, der Freudeigkeit. Diese werden untergraben durch die depressiven (niederdrückenden) Affekte der Angst, der Niedergeschlagenheit, der Furcht und Trauer, die dann auch bei Kindern durch kleine Mißerfolge noch genährt und gesteigert werden. Nimmt die Niedergeschlagenheit die Gestalt von Angst oder tiefer Traurigkeit an, so kommen die Kinder nicht leicht in Gefahr, für faul gehalten zu werden. Anders wenn Mutlosigkeit und Mißstimmung in Form mürrischer Verschlossenheit und finsternen, trostigen Wesens auftreten und dabei die körperlich scheinbar rüstige Natur keinerlei Schwäche ahnen läßt. Mißstimmungen und andere niederdrückende Gefühle können rein psychologisch bedingt sein; allein oft sind sie gerade bei Kindern krankhafter Natur, wachsen nicht aus den gewöhnlichen seelischen Erlebnissen trauriger Art heraus, sondern entspringen rätselhaften Zustandsänderungen im Organismus und einem krankhaft veranlagten Gehirn. Da nun solche Veränderungen vorübergehend episodisch oder auch periodisch auftreten, so entstehen jene rätselhaften Charaktere, bei denen Zeiten des Fleißes, ordent-

¹ Vgl. „Willenlosigkeit und Willensschwäche“ in dieser Zeitschrift LXXXII 285 ff.

² Vgl. ebd. 157 ff 282 ff.

lichen Betragens und ruhiger Arbeit plötzlich durchbrochen werden von Nichtstun, Schulschwänzen und Umherlungern.

Siefert¹ bringt eine Reihe von Beispielen, wo Kinder (Knaben und Mädchen) nach ordentlichem Verhalten auf einmal um das zehnte Lebensjahr herum begannen träge zu werden, die Schule zu meiden, sich herumzutreiben und im Freien zu nächtigen. Dabei handelte es sich nicht etwa um Verleitung durch andere, sondern um spontane Veränderungen, die sich in der Fürsorgeerziehung zu einem großen Teil wieder verloren.

Strohmayer² führt andere Fälle aus Hilfsschulen auf, wo die Veränderungen plötzlich für Tage oder Stunden auftreten und wieder nachlassen. Nur ein Beispiel: Karl K., 14 Jahre alt, auffallend kleiner Kopf mit deutlicher Asymmetrie beider Seiten, große, unregelmäßig gestellte Zähne. „Er hat einen guten Charakter, aber an manchen Tagen ist nichts mit ihm anzufangen. Dann ist er widerspenstig und hat einen ‚finstern Blick‘. Er antwortet dann wohl auf Fragen, hat aber zu nichts Lust und Trieb, ist träge und müde und wie ‚in Gedanken‘.“

Dies muß hier genügen, um uns auf verschiedene Möglichkeiten hinzuweisen, wie Untätigkeit entstehen kann.

III. Was tun?

In Bezug auf Wesen und Quelle des Mangels an pflichtmäßiger Arbeit unserer beiden ersten Klassen von untätigen Kindern sind wir also im reinen; und so können wir unsere erzieherischen Maßregeln treffen. Es kann uns gelingen, nicht nur die lästige Untätigkeit von Mal zu Mal zu bekämpfen, sondern auch wo möglich die Quelle abzugraben.

1. „Das spezifische Mittel, um einen trägen Zögling zur Arbeit zu bringen, ist, ihn zu einer Zeit, wo er sich gerade gütlich tun möchte, zur Arbeit anzuhalten, damit er lerne zur rechten Zeit sich plagen.“ So Efinger³. Dieses Mittel muß mit zäher Ausdauer angewendet werden. Wenn es sich bloß um Denk- und Vern Faulheit handelt, kann schon die folgerichtige Handhabung in der Schule gute Früchte zeitigen. Nur darf die Sanktion in Gestalt energischer Strafe nicht gespart werden, wenn die Mahnungen und Warnungen nichts fruchten. Eine solche Verbindung von Überwachung und Strafe wird aber für den Lehrer in einer großen Schule fast zur Unmöglichkeit. Leichter geht es in Anstalten, wo Lehrer und Aufsichtsorgane sich in die Erziehung teilen und einander wechselseitig unterstützen. Gesellt sich, wie bei unserem Hans, zur Vern Faulheit auch die

¹ Psychiatrische Untersuchungen über Fürsorgezöglinge, Halle 1912, 41 ff 49 ff.

² Psychopathologie des Kindesalters 194 ff.

³ Die katholische Anstaltserziehung in Theorie und Praxis, Freiburg 1913, 261.

Arbeitsſcheu, ſo kann die Schule unmöglich allein Abhilfe ſchaffen. Die Eltern müſſen Hand mit anlegen. Die Heilige Schrift¹ ſpricht in draſtiſchen Bildern ihren Abſcheu vor der Faulheit aus. Jedenfalls darf die körperliche Züchtigung nicht fehlen, wo gute Worte und ernſte Mahnungen nichts fruchten. „Wer die Rute ſpart, haßt ſeinen Sohn.“ Es gibt der Kinder genug, die nur körperliche Strafe zur Einſicht bringt. Ihnen dieſes notwendige Heilmittel vorenthalten, wäre Grausamkeit gegen die Kinder ſelber. Nur darf man nicht mit der körperlichen Strafe erſt beginnen wollen, wenn der Bursche ſchon groß geworden iſt und die körperliche Züchtigung als Entehrung empfindet.

Aber Befehl, Überwachung und Strafe bekämpfen bloß zunächſt die läſtige Erſcheinung der Untätigkeit. Sie graben deren Quelle nicht ab. Sie ſchaffen noch nicht den inneren Geiſt treuer Pflichterfüllung, ſondern erſt die äußere Legalität. Daher darf die Ermahnung, namentlich auch die religiöſe Mahnung, nicht fehlen. Iſt übrigens einmal der groben Nachläſſigkeit und Untätigkeit ein Ende bereitet und das Kind dazu gebracht, wohl oder übel zu arbeiten und zu lernen, ſo wird es bald an der Arbeit ſelber Intereſſe und Luſt finden. Die Freude an deren Gelingen, die erhaltene Anerkennung, die Befriedigung erfüllter Pflicht werden nun ſelbſt zu Willensantrieben für weitere Arbeit. Zugleich bereiten ſie das Herz, um die Ermahnungen der Eltern und Lehrer willig aufzunehmen. Damit iſt der Weg zur ſittlichen Befreiung aus den Banden der Trägheit und zur bewußten treuen Pflichterfüllung geebnet.

Einem Kinde aber, das wie unſer Hans zu Hauſe tun kann, was es will, kann man keine günſtige Prognोſe ſtellen. Möglichs iſt, daß, wenn es einmal der Schule entronnen iſt, es von ſelber an der Arbeit Freude findet. Gut kann es gehen, wenn es unter ſcharfe Augen und feſte Hände kommt. Bleibt es ſich ſelbſt überlaſſen und drängt es nicht die Sorge ums tägliche Brot zur Arbeit, ſo iſt es ebenſo wahrſcheinlich, daß es Genossen für ſeinen Müßiggang findet und ſein Leben ſich auf der Jagd, auf Viehmärkten, Schützenfeſten und daheim im Wirtshaus abſpielt.

2. Bei unſerem Peter wird wohl nicht mehr viel zu helfen ſein. Für ſeinen Geſundheitszuſtand müßte man einen tüchtigen Nervenarzt zu Rate ziehen können, und das iſt bei der Armut ſeiner Pflegeeltern ausgeſchloſſen. Auch denkt niemand daran, denn der Peter iſt zwar unbeholfen, aber für krank hält man ihn nicht.

Geiſtige Fortbildung wäre nur möglich, wenn ſich jemand ſeiner beſonders annehmen könnte. Ein weiteres Beſuchen der Volkſchule wäre für den Peter

¹ Sir 22, 1 2.

nur eine Qual. Sie stellt zu viel Anforderungen an ihn, und bei aller scheinbar stoischen Seelenruhe fühlt er es doch, wenngleich nicht so sehr wie ein gesundes Kind, wenn er immer zu den Letzten der Klasse gehört, nicht mitkommt und nicht steigen darf. So ist es eine Erlösung für ihn, wenn er im Herbst das gesegnete Alter erreicht hat und entlassen werden muß. Es steht übrigens nicht so schlimm mit ihm, wie es aussieht. Die notwendigsten Stücke aus dem Katechismus weiß er; er kennt auch die Gebote Gottes und hält sie, und er darf sogar am Schützengesselt zur heiligen Kommunion gehen. Was er an Lesen, Schreiben und Rechnen weiß, reicht freilich fürs Leben nicht aus; er braucht immer jemand, der für ihn sorgt. Da jedoch sein Pflegevater ihn um Himmelslohn behalten will und Liebe genug besitzt, um mit dem sonst willigen Peter Geduld zu haben, so ist für die nächsten Jahre gesorgt. Vielleicht bringt es dieser, wenn er einmal der schweren Last der Schule ledig ist, doch noch so weit, daß er schlecht und recht mit seiner Hände Arbeit den Pflegeeltern die ärmliche Kost und Kleidung in etwa zu entgelten vermag. Er wird nie ein tüchtiger Arbeiter werden, aber vor dem lieben Gott braucht uns für ihn nicht zu bangen; er wird seine Christenpflicht erfüllen nach Wissen und Gewissen.

In vielen Städten und größeren Ortschaften Deutschlands gibt es heute von Staats und Gemeinde wegen Hilfsschulen. Sie sind für zurückgebliebene Kinder, für leicht Schwach sinnige, für langsame und schwerfällige Naturen eine wahre Wohltat. In einer solchen Hilfsschule für Schwachbegabte darf sich der Lehrer ohne Rückhalt mit der geringeren Leistung seiner Kinder zufrieden geben. Er kann sich den Schwächsten anpassen; es stehen ihm Methoden zu Gebote, die erfinderische Liebe gerade für die Förderung dieser Schwachbegabten geschaffen hat¹. Er hat Zeit, durch systematische Übung und Handfertigkeitunterricht die ungelentken Glieder etwas gefügiger und die steifen Finger etwas gelenkiger zu gestalten. Er darf geduldiges Abwarten üben, und kein pflichtmäßig zu erreichendes Klassenpensum treibt ihn zu schädlicher Eile. Aber solche Hilfsschulen stehen den Armen noch nicht überall zur Verfügung. Da ist oft die Liebe des gewöhnlichen Volksschullehrers erfinderisch und weiß sich einen Weg zu bahnen zwischen der Sorge, die er der ganzen Klasse schuldet, und der Rücksicht, die er auf die Schwachen nehmen möchte. Gerade der Lehrer unseres Peter gibt uns in dieser Beziehung wichtige Winke. Nie duldet er, daß andere Schüler den Peter hänfeln oder wegen seiner Ungeschicklichkeiten verspotten. Er weiß ihn anzutreiben und ihn zu schonen und scheint jede Gelegenheit zu benutzen, ihn zu loben, während er mit dem Tadel hausväterisch umgeht.

¹ Vgl. Herberich, Methodik des Schwachsinningenunterrichtes, Donauwörth 1910.

Bei solchen körperlich und geistig Schwerfälligen muß die erste Sorge dahin gehen, das Maß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte kennen zu lernen, damit nicht ihre Gesundheit durch ein Übermaß von Anforderungen weiter Schaden leidet. Prüft ein Schularzt die Kinder, so werden wir ihm für seine Aufschlüsse dankbar sein, und sie, so gut es angeht, berücksichtigen. Ist keine ärztliche Prüfung möglich, so müssen wir selbst ein offenes Auge haben.

Innerhalb der Grenzen dessen, was unsere Kinder ohne Überanstrengung zu leisten vermögen, müssen wir sie dann mit sanfter Liebe und Ausdauer zur Arbeit anhalten. Dabei müssen wir ihnen zur Ausführung derselben reichliche Zeit gewähren und keine Ungeduld verraten. Vielleicht, daß auch bei diesen Kindern infolge der kleinen Erfolge, die sie erzielen, das Selbstvertrauen, der Mut und selbst eine gewisse Arbeitsfreude erwacht.

Eine schwierige Aufgabe ist es, das Interesse der Schwerfälligen zu wecken. Es müßte Gelegenheit geboten sein, im Unterricht immer wieder auch zu den Schwächsten sich herabzulassen, auf ihren armen Besitzstand von Vorstellungen und Begriffen, auf ihre kleinen Interessen, die scheinbar mit der Schule nichts zu tun haben, zurückzugehen und sie so weiter zu führen. Allein dies geht bei größeren Abteilungen, die man einem bestimmten Klassenziele zuzuführen hat, nicht an. Die Förderung der übrigen Schüler darf nicht leiden.

Leichter geht es, das Gemüt in etwa zu wecken. Wir dürfen nicht leicht voraussetzen, scheinbar ganz Indolente seien für einen freundlichen Blick, ein Wort der Anerkennung für ihr redliches Bemühen völlig unempfindlich. Auch brauchen wir nicht zu fürchten, die andern Kinder werden das Lob, das wir einem Schwachen spenden, als ungerechte Bevorzugung betrachten. Gerade die Tüchtigeren und Besseren haben hierin einen scharfen Blick, und vielen tut das Wort der freundlichen Teilnahme, das wir einem der unschuldig Besten spenden, so wohl, als hätte es ihnen gegolten¹. Also kargen wir nicht mit der Anerkennung bei den Schwachen, suchen wir vielmehr mit der Lupe alles, was wir irgendwie lobend erwähnen könnten, um so Selbstvertrauen, Ehrgefühl und Schaffensmut zu wecken.

¹ Ist es nicht bezeichnend für den liebevollen und gerechten Scharfblick der Jugend, daß an einem Gymnasium die Schüler einstimmig den Ehrenpreis des Fleißes einem Studenten zuerkannten, der nicht in eine höhere Klasse aufsteigen konnte?

Strohmayer¹ faßt die Grundsätze der heilpädagogischen Behandlung Schwachfinniger — und unter diese müssen wir ja die geistig Schwerfälligen einreihen — in folgende Sätze zusammen:

1. Prinzip jeglichen Unterrichts muß sein, beim schwachfinnigen Kinde nichts vorauszusetzen.

2. Bei der Zurechnung des Lernstoffes für schwachfinnige Kinder muß nicht nur weniger, sondern auch anders dargeboten werden als beim normalen Kinde. . . Anschauung, Denken und Anwendung sind die drei Haupterfordernisse für die intellektuelle Förderung Schwachfinniger. . . Ein Unterricht, der auf Miltätigkeit und Selbsttätigkeit des schwachfinnigen Kindes verzichtet, ist Zeitvergeubung.

3. In allen Disziplinen wird man der gesteigerten Ermüdbarkeit und dem rasch erlahmenden Interesse durch kurzdauernde Anforderungen und Wechsel in der Darbietung entgegenkommen müssen.

4. Für alle Grade des Schwachsinns soll die Übung in der Handfertigkeit eine große Rolle spielen. . . Für viele Imbezille ist das Tun überhaupt der einzige Weg zur Auffassung und Förderung.

5. Die ethische Zucht wird sich bei den tiefer stehenden Schwachfinnigen auf die Bekämpfung übler Angewohnheiten und niederer Triebe richten müssen. . . Beim Imbezillen und Debilen wird die Hauptsache sein, Laster (Lügen, Stehlen, Raschen, Ungehorsam usw.) durch strengste Beaufsichtigung zu verhindern; das Abgewöhnen geht viel schwerer. Strafen sind oft wenig wirksam, da viele Schwachfinnige das Ehrenrührige der Abstrafung nicht empfinden.

Wir können alle diese Leitsätze unterschreiben, nur darf die Erziehung nicht hier stehen bleiben. Auch die Schwachfinnigen, und oft selbst tiefer stehende Schwachfinnige, zeigen Verständnis für sittliche Begriffe, um wieviel mehr die bloß geistig Schwerfälligen, die zu den Imbezillen oder Debilen gerechnet werden müssen. Fügen wir hinzu, daß der sittliche Unterricht auf der Religion aufgebaut werden muß. Dort findet er eine viel tiefere,

¹ Psychopathologie des Kindesalters 244 ff. J. Seitz, Gedanken zur Willensbildung in der Heilpädagogik (Pharus, 3. Jahrg., Donauwörth 1912, I 420 ff) betont vom theoretischen wie praktischen Standpunkt aus die Wichtigkeit des Handfertigungsunterrichts, des Turnens und Spielens für die körperliche und mittelbar auch für die seelische Ausbildung der Zurückgebliebenen. Für die Bedeutung des intellektuellen Lebens empfiehlt er das Auffuchen der geistigen Anknüpfungspunkte im Kinde, rechte Dosierung des Unterrichtsstoffes, gründliche Behandlung und Einübung des Elementaren, Ver sinnlichung der Wahrheiten und Verknüpfung derselben mit dem kindlichen Leben. Weit über Strohmayer hinaus, der einen bloß naturalistischen Standpunkt einnimmt, führen seine sehr beachtenswerten Bemerkungen über die sittliche Förderung der Zurückgebliebenen S. 432 ff. — Ein Studium tüchtiger Bücher über Heilpädagogik und der Besuch von Anstalten für Schwachfinnige mit ihrem praktischen Betrieb kann für die Behandlung solcher Kinder in Familie und Schule sehr viel Anregung und Hilfe bieten.

den Willen und das Gemüt ergreifende Begründung, nimmt eine viel anschaulichere Gestalt an und liefert die herrlichsten, auch die Kinderseele bewegenden Beispiele. Der sittliche Unterricht, der so erteilt wird, bezweckt und erreicht mehr, als bloß das Kind „tüchtig zu machen, mit Ehren im Kampf ums Dasein zu bestehen“. Der religiöse Unterricht in den Glaubenswahrheiten kann sehr wohl, namentlich in Verbindung mit Erzählungen aus der Biblischen Geschichte, dem Verständnis schwacher Kinder angepaßt werden. Er macht dann das Kind nicht bloß zum vollgültigen Mitglied irgend einer religiösen Gemeinde¹, sondern befähigt es, mit Gottes Gnade seine Christenpflichten nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen und so sein letztes Ziel, das ewige Glück in der Anschauung Gottes, zu erreichen.

3. Wie man die Mutlosen und die Augenblicksmenschen, Opfer ihrer Eindrücke, ihrer Phantasie und ihrer Laune, zum Wollen und damit auch zu planmäßiger, ausdauernder Arbeit erziehen könne, wurde bereits in der Studie über „Willenlosigkeit und Willensschwäche“ darzustellen gesucht.

Bei krankhaften Störungen, die aus dem Organismus selbst herauswachsen und deren Analogien auch in den Entwicklungsjahren gesunder Kinder sich geltend machen können, heißt es vor allem Geduld haben. Wir dürfen unser Urteil über den moralischen Wert oder Unwert der Kinder nicht aus ihren krankhaften Abwegen gewinnen oder auch nur im ungünstigen Sinne uns von diesen unangenehmen Zwischenfällen beeinflussen lassen. Die kleinen Patienten müssen wir mit ruhiger, sicherer Hand über die schweren Tage und kritischen Stunden hindüberzuführen suchen, und wenn wieder gesündere Zeiten angebrochen sind, das Erziehungswerk unbeirrt fortsetzen.

Noch ein Wort über die Strafen solchen Kindern gegenüber. In den kritischen Tagen und Stunden sind sie jedenfalls nicht am Platz; da muß man mit ernster Liebe durchzukommen suchen. Für andere Zeiten scheint Strohmayer das Richtige zu treffen, wenn er schreibt: „Körperliche Züchtigung mit Ausnahme des Kopfes kann man nicht unbedingt perhorreszieren. Ich rate aber zur tunlichsten Sparsamkeit. . . . Jedenfalls soll sich jeder Erzieher bei schwach sinnigen Kindern vor jedem Schläge, den er führt, erst noch einmal Rechenschaft darüber geben, daß er einem abnormen Menschenkind gegenübersteht, dessen Handlungsmotive andere sind als beim

¹ Strohmayer a. a. O.: „Das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Glaubensartikeln macht das schwach sinnige Kind vielleicht formell ‚Konfirmationsfähig‘, aber nicht tüchtig, mit Ehren im Kampfe ums Dasein zu bestehen.“

normalen und deshalb auch andern Strafvollzug erheischen.“ Vielleicht ist die Begründung nicht ganz glücklich. Nur in seltenen Fällen kennen wir die Beweggründe der Schwachsinnigen. Wir müssen uns damit begnügen, zu sagen: es können wie bei ihren Taten so bei ihren Unterlassungen ganz andere Beweggründe im Spiele sein. Infolgedessen muß der Geist der Strafe ein anderer werden. Die Strafen können nicht mehr oder nur in geringerem Maße Vergeltungsstrafen sein, da wir nicht sicher wissen, ob wirklich Schuld vorliegt und wie weit. An Stelle der sühnenden Vergeltung tritt die Strafe als Abschreckungs- und Besserungsmittel. Daß dieser Gedanke auch die Art des Strafvollzuges beeinflusst, ist klar.

Wir sind am Ende. Wenn die Ausführungen dieser Arbeit im Leser die Überzeugung wachrufen, daß er erst genau zusehen muß, ehe er ein Kind als „faul“ erklärt und danach behandelt, so haben sie ihren Zweck erreicht. Der kurze Inhalt kann nicht besser zusammengefaßt werden als in die schönen Worte Gäckingers: „Ehe du . . . über einen Zögling dieses Urteil fällst, sieh genau zu, aus welcher Wurzel seine Untätigkeit stammt. Faulheit als sittlicher Mangel ist Nichtbenützung seiner Kräfte gegen Pflicht und Gewissen, weil man die Anstrengung scheut.“

Julius Bekmer S. J.